

Lukas 14,7–11: Das Gleichnis von der Platzwahl

Predigt am 19. Februar 2006 in der
Bekennenden Evangelisch-Reformierten Gemeinde in Gießen

Lesung

„⁷Er sagte aber zu den Gästen ein Gleichnis, da er bemerkte, wie sie sich die ersten Plätze aussuchten, und sprach zu ihnen: ⁸Wenn du von jemand zur Hochzeit eingeladen bist, so setze dich nicht auf den obersten Platz, damit nicht etwa ein Vornehmerer als du von ihm eingeladen ist, ⁹und nun der, der dich und ihn eingeladen hat, kommt und zu dir sagt: Mache diesem Platz! – und du dann beschämt den letzten Platz einnehmen mußt. ¹⁰Sondern wenn du eingeladen bist, so geh hin und setze dich auf den letzten Platz, damit der, welcher dich eingeladen hat, wenn er kommt, zu dir spricht: Freund, rücke hinauf! Dann wirst du Ehre haben vor denen, die mit dir zu Tisch sitzen. ¹¹Denn jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden; und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.“
(Lukas 14,7–11)

Einleitung

Nach kurzer Unterbrechung fahren wir heute in unserer Reihe über die Gleichnisse Jesu fort. Unser Predigttext berichtet von einem Gleichnis, daß Jesus im Haus eines Pharisäers vortrug, von dem er offenbar zum Essen eingeladen worden war. Das ganze fand an einem Sabbat statt, wie wir in den vorangehenden Versen erfahren. Der Herr Jesus hatte sogleich wieder für Unruhe und Empörung unter den Pharisäern gesorgt, indem er einen Wassersüchtigen heilte. Am Sabbat, dem Tag, an dem man laut Gesetz ruhen sollte, was nach pharisäischer Auslegung Nichtstun bedeutete. Während sie also dem Kranken am Sabbat keine Hilfe leisten wollten, wären sie aber gewiß bereit gewesen, ihren Esel oder ihre Kuh aus dem Brunnen zu ziehen, falls es nötig wäre. Mit diesem Vergleich entlarvte Jesus Christus die heuchlerische Haltung der Gesetzesgelehrten in bezug auf die Gebote.

Wie es um die Einstellung der Anwesenden wirklich bestellt war, zeigte sich darin, wie sie ihre Plätze an der Tafel einnahmen. Jesus „bemerkte, wie sie sich die ersten Plätze aussuchten“ (Vers 7). Die „ersten Plätze“ meint hier natürlich die besten, die bedeutendsten, die ehrvollsten Plätze am Kopf der Tafel, in der Nähe des Gastgebers oder eines besonders ange-

sehenen Gastes. Das wurde damals für wichtig gehalten, und das ist es auch heute noch. Gerade bei sehr förmlichen Anlässen wird großen Wert auf die Sitzordnung gelegt, und die Organisatoren zerbrechen sich tagelang den Kopf darüber, wo welcher Gast plaziert werden muß, um möglichst allen Ansprüchen gerecht zu werden.

Dazu bedient man sich in der Regel Platzkärtchen, Namensschildern. Wo diese aber fehlen, und das war im Haus des Pharisäers in Lukas 14 offensichtlich der Fall, bleibt es den Gästen selbst überlassen, ihren Platz zu wählen. Und da gibt es einiges zu beobachten! Man kann sich richtig vorstellen, wie sich die Pharisäer in unserem Text unauffällig und geschickt auf die vorteilhaften Plätze zubewegten. Natürlich gab es keinen Sturmloch – solche rohen Sitten wären mit der Frömmigkeit und Erhabenheit dieser Männer nicht zu vereinbaren gewesen. Nein, man ging subtil vor. Man verwickelte den einen in ein Gespräch, lenkte den Blick eines anderen auf die schöne Inneneinrichtung und drehte sich währenddessen elegant umeinander und tänzelte so immer näher an die begehrten Plätze heran – bis man dann rein zufällig auf einem solchen Platz niedersank. Ein absurdes Schauspiel.

Und während der ganzen Zeit stand Christus regungslos an der Tür und sah dem Treiben zu, bevor er sich schließlich an die Gäste wandte und das vorliegende Gleichnis redete.

Wohlgemerkt: Er sagte ihnen ein *Gleichnis*. Das Bild, das die Gäste soeben bei der Platzwahl abgegeben hatten, wird von Jesus als anschauliches Beispiel für eine *geistliche* Wahrheit verwendet. Er will den Leuten nicht bloß gute Tischsitten beibringen. Er will sie nicht bloß zu äußerlicher Höflichkeit anhalten. Das ist ganz und gar nicht das Thema. Nein, Christus verkündigt ihnen hier – wie auch ansonsten – das Reich Gottes. Er verkündigt, wie es im Reich Gottes zugeht, was diejenigen auszeichnet, die in diesem Reich stehen. Und darum zieht er anhand des Tisch-Beispiels eine scharfe Grenze zwischen zwei Gruppen: denen, die sich selbst erhöhen, und denen, die sich erniedrigen oder demütigen. Wir wollen darum heute dieses „Gleichnis von der Platzwahl“, wie ich es nenne, unter den folgenden drei Gesichtspunkten betrachten:

1. Hochmut und Demut
2. Der Grund der Demut
3. Der Lohn der Demut

Hochmut und Demut

Stellen wir uns einmal die Frage, warum der Pharisäer in unserem Text Jesus Christus in sein Haus geholt hatte. Welche Absicht verfolgte er wohl damit? Tat er es, um den Sohn Gottes zu ehren und um sein Wort zu hören? Oder steckte ein ganz anderes Motiv dahinter? Wir finden eine Andeutung im Vers 1: Sie „beobachteten ihn“. Was wird dieser dahergelaufene Zimmermannssohn wohl als nächstes tun? In welches Fettnäpfchen wird er nun wieder treten? Welcher Übertretung wird er sich wohl als nächstes schuldig machen? Und sie brauchten ja nicht

lange zu warten. Denn siehe da, er heilte einen Wassersüchtigen – und zwar am Sabbat. Ja, wir Pharisäer wissen Bescheid, wir wissen, was der Buchstabe des Gesetzes sagt: „Am Sabbat sollst du keinerlei Werk tun.“ Wieviel frömmere, wieviel edlere sind wir nicht als jener selbsternannte Messias, der nicht einmal die einfachsten Gebote zu halten versteht.

Das war die innere Einstellung dieser Männer. Sie waren hochmütig. Sie waren so von sich und von ihrer eigenen religiösen Qualität überzeugt, daß sie völlig selbstverständlich auf andere mit Mißbilligung, wenn nicht Verachtung, herabblickten. Und diese Selbstüberhöhung zeigte sich in ihrem Handeln. Die Tatsache, daß sie zu den besten, den hochangesehenen Plätzen drängten, ist Beweis für ihre Selbsteinschätzung: Das haben wir uns verdient.

Das Ironische an der Sache ist, daß sie stolz auf ihre eigene *Demut* waren. Seht doch, ihr Leute, wie streng wir fasten! Seht, wie herzerreißend wir beten! Seht, wie laut wir Gott dafür danken und loben, daß wir so gläubig und fromm sind, nicht so wie jene Zöllner und andere Sünder! Die Selbsterniedrigung, die eine innere Einstellung sein sollte, wird von ihnen öffentlich zur Schau gestellt, und dahinter steckt das genaue Gegenteil: Eitelkeit, Selbstverliebtheit und Hochmut.

Der Hochmut, die Überhöhung des eigenen Ich, steht hinter jeder Sünde. Was war Adams Sünde? Daß er von der verbotenen Frucht aß? Ja, aber dahinter stand ein Wunsch, ein Streben: Ich will sein wie Gott! Ich will nicht unter ihm sein, ich will ihn nicht als meinen Herrn anerkennen. Nein, ich will mindestens auf gleicher Augenhöhe stehen und ihn dann so weit wie möglich aus meinem Leben fortschieben. Ich, der Mensch, bin mein eigener Herr und Gott, und es darf kein anderer neben mir sein. Und diese Einstellung hat auch Folgen für den Umgang miteinander. Auch das beobachteten wir schon bei Adam: Von Gott zur Rede gestellt, weist er die Schuld zurück: Nicht ich, sondern „die Frau, die du mir gegeben hast“ ... Siehe, die ist noch viel schlimmer gewesen. – Das ist der Hochmut, der uns bis heute anhängt. Wo zeigt unser Nächster eine Schwäche? Wo hat er Fehler? Und vor allem: Wie kann ich mir das alles zunutze machen, um noch besser dazustehen?

Ja, unser Selbstbild ist sehr verzerrt. In einem Lied, das wahrscheinlich viele kennen werden, heißt es: „Du bist ein Gedanke Gottes, / ein genialer noch dazu. / Du bist du, / das ist der Clou ...“ Das ist wahrlich ein Clou, das liegt auf der gleichen Wellenlänge wie ein: „Ich bin so schön, / ich bin so toll, / ich bin der Anton aus Tirol.“ Wobei bei letzterem wenigstens noch eine gute Portion Ironie im Spiel ist.

Der Apostel Paulus dagegen sagt über sich, daß er der größte aller Sünder sei (1. Timotheus 1,15). Im Wort Gottes hört und liest man nichts von dem angeblich so wichtigen „positiven Denken“, von dem positiven Selbstbild, das auch in christlichen Kreisen oft beschworen wird und unter dem man nichts anderes versteht als auf sich selbst zu vertrauen und sein Schicksal in die eigenen Hände zu nehmen, namentlich sein geistliches Schicksal. Sei es, indem wir eine angebliche „Einladung“ Gottes annehmen oder uns sogenannten „für

Jesus entscheiden“ oder „unsere Sache mit Jesus festmachen“ oder was der Phrasen mehr sind. *Ich*, der Mensch, sage Ja, *ich* handle, *ich* tue dies oder das ... Denn ich kann und ich will. Ich entscheide auf gleicher Augenhöhe mit dem Allmächtigen.

Wenn wir aber in der Heiligen Schrift forschen und fragen: Wo stehen wir eigentlich vor Gott? Was sind wir eigentlich im Vergleich zu Gott?, dann begegnen uns Antworten wie in Jesaja 40,17: „Alle Völker sind wie nichts vor ihm; sie gelten ihm weniger als nichts, ja als Nichtigkeit gelten sie ihm!“ Und wenn unsere Sprache schon kaum ausreicht, um diese absolute Nichtigkeit zu beschreiben, welche die millionenschweren Völker darstellen, wie wollen wir dann erst uns als Person, als Individuum beschreiben!

Wir sind nichts, der Herr ist alles. Das ist die Erkenntnis, die wir aus dem Wort Gottes gewinnen. Und nehmen wir dazu noch die zweite Erkenntnis, nämlich daß wir als nichtige Geschöpfe uns obendrein noch von unserem Herrn und Schöpfer abgewandt haben, daß wir als Sünder ganz tief gefallen sind – dann ist jeder, aber auch wirklich jeder Grund dahin, sich seiner selbst zu rühmen nach dem Motto: Ich bin ja, und ich kann ja.

Was aber heißt das angewandt? Was heißt das angewandt beispielsweise auf das Festmahl, das uns in unserem Predigttext geschildert wird? Das heißt, daß ich in dem Saal auftauche in der Gewißheit, überhaupt nicht da sein zu dürfen. Und wenn es überhaupt irgendeinen Platz gibt, auf dem ich mich niederlassen könnte, dann nur auf dem geringsten, auf dem Fußboden irgendwo an der Eingangstür, wo es laut und zugig ist. Und das nicht, weil ich vor dem Gastgeber und den anderen Gästen mit einer gespielten Demut und Bescheidenheit Eindruck schinden will, sondern weil ich weiß: Ich gehöre hier nicht hin.

Denn was wird uns hier eigentlich geschildert? Was für ein Fest wird denn da gefeiert? Eine Hochzeit (Vers 8)! Und wir sehen sofort, daß der Herr Jesus Christus nicht ohne Grund gerade die Hochzeit zum Hintergrund des Gleichnisses macht, und nicht etwa eine Geburtstagsfeier oder eine andere Veranstaltung. Die Hochzeit ist ein Bild für die Gemeinschaft Gottes mit seinem Volk, genauer gesagt für den Eingang in die ewige Gemeinschaft mit ihm (vgl. Offenbarung 19,9). Und zu dieser Hochzeit haben wir uns nicht selbst eingeladen, da tauchen wir nicht unangemeldet auf. Nein, wir *sind* eingeladen, mehr noch, wir sind – wie es in dem Offenbarung-Text heißt und wie wir es demnächst auch an einem weiteren Gleichnis sehen werden – „berufen“. Der Grund für unsere Teilnahme an dieser Hochzeit liegt nicht in uns selbst. Denn da ist nichts Anziehendes. Da ist nur Sünde, nur Dreck. Solche Gäste holt sich niemand gern ins Haus. Gott zieht uns in seine Gegenwart, indem er uns in seinem Sohn Jesus Christus reinigt und heiligt. Nur das Blut Christi, das er für unsere Sünden vergossen hat, öffnet uns den Weg zum Vater.

Der Grund der Demut

Jesus Christus ist der eine, der einzige Grund. Wenn wir bei der Hochzeit auftauchen und uns verschämt auf den niedrigsten Platz setzen – was treibt uns dann? Was macht uns so demütig? Christus! Er macht uns zu Gliedern seines Leibes, indem er in uns durch seinen Heiligen Geist Glauben wirkt, so daß wir ihn, Christus, ergreifen. Christus ergreifen bedeutet aber, vollen Anteil an ihm zu haben. Wir besitzen Christus und alle seine Schätze. Und ist es nicht so, daß er um unsertwillen so tief gesunken ist, sich so sehr erniedrigt hat, daß wir es uns kaum vorstellen können? Er, der ohne Sünde war und darum nicht den geringsten Anlaß hatte, hat sich freiwillig so vor Gott gedemütigt, daß er am Ende sogar ausrufen mußte: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Matthäus 27,46). Er, Gott, hat das gerufen, weil er es für uns erlitten hat.

Und darum ist die Demut, die die Kinder des Reiches auszeichnet, nicht unsere Demut, sondern die Demut Christi, und er gibt uns aus reiner Gnade daran Anteil. Wir können uns nicht auf die Schulter klopfen und loben: Was waren wir heute wieder demütig! Denn wir waren es nicht – Christus war es! Wir können nicht hingehen und behaupten: Gestern war ich noch hochmütig und selbstverliebt, aber heute ist alles anders, heute habe ich mich bekehrt, jetzt bin ich bescheiden und demütig. Denn wir sind es nicht. In uns selbst sind wir es an keinem Tag unseres Lebens. Wir müssen Christus ergreifen, jeden Tag aufs neue im Glauben ergreifen, und dann können wir mit Paulus bekennen: „Nun lebe ich, aber nicht mehr ich selbst, sondern Christus lebt in mir. Was ich aber jetzt im Fleisch lebe, das lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes“ (Galater 2,20). Christus in uns, den wir uns durch Glauben zueignen, er ist unser Gehorsam und unsere Demut.

Das ist dann auch die Anklage an die Pharisäer, die aus den Worten dieses Gleichnisses spricht. Ihr, die ihr euch auf euch selbst verlaßt, die ihr meint, ihr seid gut und gerecht und imstande, das Gesetz zu halten – gerade ihr haltet es nicht! Denn nur in Christus liegt euer Gehorsam, nicht in euch. Nur in Christus tut ihr der Forderung genüge: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deinem ganzen Denken. Das ist das erste und größte Gebot. Und das zweite ist ihm vergleichbar: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ (Matthäus 22,37–39).

Wo wir gerade davon sprechen: Haben wir uns schon einmal darüber Gedanken gemacht, was es eigentlich heißt, „sich selbst“ zu lieben? Geht das denn? Dürfen wir das denn? Wenn wir doch so voller Sünde sind – wie können wir da uns selbst lieben? Sehr richtig erkannt! Ebenso wie die Liebe zu Gott und ebenso wie die Liebe zum Nächsten muß auch die Liebe zu uns selbst durch die Brille des Glaubens gesehen werden. Denn dann erblicken wir uns als in Christus Erlöste. Und in Christus erblicken wir nichts, was uns anwidert, sondern was wir dort sehen, stimmt uns froh. Wenn wir erkennen, was Jesus Christus für uns getan

hat, dann können und dürfen und müssen wir uns freuen. Die Kinder Gottes ziehen nicht zum Schein lange Gesichter und zeigen aller Welt, wie zerknirscht sie über ihre Sünden sind, sondern sie freuen sich. Und das ist dann keine Selbstverliebtheit, sondern im Gegenteil Selbstverleugnung, keine Hochmut, sondern im Gegenteil Demut. Dann blicken wir nämlich von uns weg hin auf Christus und finden allen Grund der Freude allein in ihm.

Der Lohn der Demut

Denn in diesem Christus haben wir einen großen Lohn. Bedenken wir noch einmal: Er hat für uns oder an unserer Stelle alle Qualen dieser Welt und den ganzen Zorn Gottes über unsere Sünden durchlitten. Er hat sich bis in die völlige Gottesferne erniedrigt. Das ist das eine. Aber das ist nicht alles. Wenn das alles wäre, dann hätten wir vorhin nicht bekennen dürfen: „Ich glaube an Jesus Christus, ... am dritten Tage auferstanden von den Toten, aufgefahren in den Himmel ...“. Denn er hat einen Lohn empfangen hat. Von dem lesen wir in Philipper 2:

„Er entäußerte sich selbst, nahm die Gestalt eines Knechtes an und wurde wie die Menschen; und in seiner äußeren Erscheinung als ein Mensch erfunden, erniedrigte er sich selbst und wurde gehorsam bis zum Tod, ja bis zum Tod am Kreuz. *Darum* hat ihn Gott auch über alle Maßen erhöht und ihm einen Namen verliehen, der über allen Namen ist, damit in dem Namen Jesu sich alle Knie derer beugen, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen, daß Jesus Christus der Herr ist, zur Ehre Gottes, des Vaters.“ (Philipper 2,7–11)

Der Lohn Christi ist die Erhöhung über alle Maßen, die Erhöhung zum ewigen Herrn über alle Dinge. Und an diesem großen Lohn haben auch wir durch Glauben Anteil. Das lernen wir im Heidelberger Katechismus, Sonntag 12. Wir sind mit Christus nicht nur Priester und Prophet, sondern auch König. Und nichts anderes will uns der Herr selbst in unserem Gleichnis klarmachen.

Wenn wir in Gottes Gegenwart treten, wenn wir mit ihm Gemeinschaft haben, so wie zum Beispiel jetzt in diesem Augenblick, dann in der Gewißheit, daß wir in uns selbst nicht das geringste Anrecht darauf haben. Wir stehen da in der Tür zum Festsaal mit leeren Händen, von Kopf bis Fuß schmutzig, und wir haben nichts vorzuweisen als nur Jesus Christus. Und erst wenn wir ihn im Glauben ergreifen, können wir uns mit ihm vor dem heiligen Gott demütigen und mit ihm den Platz einnehmen, der uns zusteht: ganz weit weg von Gottes Angesicht, in der äußersten Finsternis. Aber so, wie unser Haupt Christus nach drei Tagen auf-erweckt worden ist und Eingang gefunden hat in die höchste Herrlichkeit, so hören auch wir Gott zu uns sagen: „Kommt! Rückt hinauf! Nehmt Platz vor meinem Thron! Das soll euer Lohn sein, nicht um euretwillen, sondern um Christi willen.“ Wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.

Nicht so aber jene, die sich selbst erhöhen. Die sich selbst für gerecht und stark und gut und heilig halten. Die nicht im Spiegel des Gesetzes ihre Sünde erkennen wollen. Die sich nicht dem unfehlbaren Wort Gottes unterwerfen wollen. Die nicht von sich selbst wegschauen wollen, um auf Christus zu blicken und von ihm allein alle Wohltaten zu erwarten: Die alle werden tief hinabstürzen. Was für ein Fall! Was für eine Schande! Gott selbst wird sie im Gericht hinauswerfen lassen vor aller Augen.

Unser Gleichnis ist eine Warnung an die Pharisäer damals wie heute. Wir brauchen diese Warnung, ja, auch wir. Es vergeht kein Tag, an dem wir uns nicht selbst größer machen als wir sind. Und darum muß uns Gott immer wieder aufs neue zurückrufen. Und wenn wir uns dann im Licht seines Wortes voller Schreck selbst erkennen, wenn wir begreifen, daß alle Frömmigkeit, alle falsche Demut, alle Lippenbekenntnisse uns nicht im mindesten retten können, dann bleibt nur eines: den Blick auf Christus richten. In ihm haben wir alles. Er hat sich für uns wirklich gedemütigt und uns dadurch einen ehrenvollen Platz im Reich seines Vaters erworben. Darum glaubt an Christus und empfängt seinen großen Lohn!